

Peter Bubmann

## Fremde Töne in der Kirche – Klang-Anstöße\*

Fremdheit – das ist ja eine Frage der Perspektive: Vielleicht kennen Sie den Graffiti-Spruch: Ich bin Ausländer – fast überall. Fremdheit ist also eine Frage des Blickwinkels.

Das gilt auch für musikalische Fremdheit. Kirchenmusikerinnen und -musikern, die von Kindheitsbeinen an ausschließlich mit der großen traditionellen Kirchenmusik aufgewachsen sind, muß die Pop/Jazz/Rock-Massenmusikkultur in der Regel fremd sein. Und einer wachsenden Mehrheit der Bevölkerung, für die Musik überwiegend mit dem identisch ist, was in den Servicewellen der Rundfunkanstalten den Tag über zu hören ist, mag traditionelle Kirchenmusik wie ein seltsames Relikt aus fernen und fremden Zeiten erscheinen.

Die gegenseitige Entfremdung beruht darauf, daß die kulturell wie weltanschaulich geschlossene Gesellschaft wohl unwiderruflich der Vergangenheit angehört.

Fremdheit ist ein konstitutives Merkmal einer pluralistischen Gesellschaft. Ich möchte mich hüten, nur das Nicht-Kirchliche, das von außen an die Kirchenmauern Heranwogende oder durch die Ritzen Hereindringende als Fremdes zu verstehen.

Ich lese daher den Titel „Fremde Töne in der Kirche“ auf zweierlei Weise: Fremde Töne hören traditionell orientierte KirchenmusikerInnen, wenn sie die meisten Radiostationen anschalten. Um fremde Töne bemühen sich auch einige wagemutige meist jüngere Kollegen, wenn sie selbst komponieren und arrangieren und dabei nicht einfach nur die etablierte Bornefeld-, Pepping- oder Distlerstilistik übernehmen wollen. Das Fremde ist hier meist das Säkulare. Wir werden noch feststellen, daß säkular nicht areligiös bedeutet. Und die zweite Lesart: Fremd wirken die Choräle, die sorgfältig gespielten Bach-Fugen, die abstrakt-versponnenen Choralwerke moderner Avantgardisten, selbst die so stark klanglich konzipierten Werke Messiaens in den Ohren derjenigen, die aufwachsen mit Walkman, New Kids on the block, Scorpions u.a., und für die der frühe Aids-Tot von Freddy Mercury sicher wesentlich relevanter war als runde Geburts- und Todestage vergangener Großmeister der sogenannten E-Musik.

Damit aus Fremden Freunde werden, sollte man sich begegnen und einander entdecken. Come together and be friends. (Schade, daß dieser Satz zur Werbung für Zigaretten mißbraucht wird.)

Meine These lautet: Der Umgang mit unseren musikalischen Vorlieben wie unser Urteil über andere Musik ist ein Testfall, eine Einübung im Umgang mit Fremdem. Denn in der gegenwärtigen pluralistischen Musikszene kann eine und einer gar nicht alles mögen. Immer wird ihm oder ihr vieles fremd bleiben müssen.

Wer sich auf der Höhe des Zeitgeistes wähnt, wird dies schick finden und mit dem Etikett „postmoderner Pluralismus“ überhöhen. Der liberal klingende Slogan „jedem seine eigene Musik“ ist – angewandt auf die christliche aber letztlich auch für die bürgerliche Gemeinde – eine Bankrotterklärung allen gemeinsamen Musizierens, eine Art kultureller Apartheid. Die Auftrennung der Gemeinde nach kulturellen Prägungen verweigert sich gerade der Auseinandersetzung mit dem Fremden, dem Anderen. Deshalb kann es nicht genügen, Musik zum reinen Privatkonsumvergnügen zu erklären.

\* Vortrag, gehalten am 2. Juli 1992 in Tutzing (Tagung für Kur- und Urlaubsseelsorge), überarbeitete Fassung

Erst wenn ich das andere Fremde für *mich* fremd werden lasse, entgehe ich dem post-modernen Pseudoliberalismus, der die bürgerliche Freiheit mit Kommunikationsabbruch und Beliebigkeit verwechselt.

Zunächst betrachten wir unser Thema aus der Perspektive der kirchenmusikalischen Insider und fragen danach, welche Töne für sie fremd sein könnten. Vertraut und geschätzt sind hier die Werke der „großen“ evangelischen Kirchenmusik: Schütz, Bach, dann der Sprung zu Distler, inzwischen darf man wieder Mendelssohn-Bartholdy, als Prestigeobjekt natürlich auch Beethovens Missa solemnis, wer sich progressiv dünkt, musiziert Messiaen, Arvo Pärt, vielleicht gar Dieter Schnebel.

Man spielt notgedrungen ab und an dazwischen ein sogenanntes Neues Geistliches Lied und ergeht sich im übrigen in Verachtung gegenüber dem Schnulzenbalsam der Jugendgruppen: „Herr, deine Lieder sind wie Schmalz und Honig.“

Was also könnte es für traditionell geprägte Kirchenmusikerinnen und -musiker bedeuten, sich einmal dem ganz Fremden, dem Anderen in seinem Anderssein – wie eine heute bei Theologen beliebte Formel sagt – zu stellen?

Es meint sicher nicht, einfach die eigene Tradition aufzugeben und über Bord zu werfen. Aber wie wäre es, einmal an Land zu gehen, um fremde Gegenden zu erkunden und dann möglicherweise mit neuentdeckter Frucht ins eigene Boot zurückzukehren? Es müssen dabei nicht immer exotische Früchte sein. Schließlich ist ja auch unsere Kartoffel ein importiertes Gewächs. Und man kann sich notfalls sogar eine Zeit lang von ihr allein ernähren.

Ich möchte Ihnen vor allem drei Sorten fremder Töne näherbringen: meditative, rhythmische und politische Töne.

Lassen Sie mich mit der Exotik beginnen: Ich meine all das, was unter dem Etikett der *Meditations-* oder „New Age“-Musik firmiert. Warum sollte ich mich mit solchem Klang-Geblubbere beschäftigen, raunt mir der gestreßte Kirchenmusiker zu. Nun ganz einfach: Weil dies eine populäre Musikrichtung ist, die zum Teil dezidiert religiös verstanden werden will. Und weil es in Plattenläden inzwischen eigene Regale für New Age-Musik gibt, während ich nach zeitgenössischer Kirchenmusik vergeblich Ausschau halte. Und schließlich, weil es ja sein könnte, daß uns mit dieser Art von Musik eine fremde Prophetie entgegentritt, die zumindest einen möglichen, vielleicht einen verschütteten christlichen Strang geistlicher Musik wieder in Erinnerung rufen könnte. Ich meine das, was man sehr vage als mystisches Musikerleben bezeichnen könnte.

Es blubbert sehr unterschiedlich, in dieser New Age-Musik. Da gibt es Synthesizer-Klangorgien, die irgendwie stark nach Plastik klingen, etwa die Musik des Japaners Kitaro. Das ist bei Lehrerinnen und Lehrern, insbesondere bei Religionspädagogen recht beliebt. Offensichtlich empfinden viele Kinder und Jugendliche solche Musik als beruhigend, wenn nicht gar als erhebend. Es läßt sich rasch aufzählen, woran das liegt: die Gleichmäßigkeit des Grundrhythmus, die weichen Streicher und Bläserklänge, der Hall, die endlose Melodie, die von Wiederholungen von Motivteilen oder -fragmenten lebt. Solche Musik wird nicht als Zeitstruktur bewußt wahrgenommen. Die Hörweise ist sozusagen rein vertikal, also auf den Sound fixiert (das gilt übrigens auch für einen guten Teil der Rock- und Popmusik). In diesen Sound schmiegen sich die HörerInnen ein, wie das Ungeborene in den Uterus der Mutter. Das mag man musikalische Regression nennen.

Für evangelische Kirchenmusik ist das etwas sehr Fremdes. Erst seitdem viele Jugendliche die mehrstimmigen Kehrverse aus Taizé mitgebracht haben, ahnen wir, daß es vielleicht auch eine legitim regressive Kirchenmusik geben könnte. Eine Kirchenmusik aus dem Mutterbauch sozusagen, entspannend-beruhigend, die eine bergende Klanghülle um uns herum schafft. Ich möchte hier noch gar nicht von Meditation sprechen. Reichte es nicht, wenn unsere Kirchenmusik gelegentlich einfach therapeutisch wirkte, wenn sie dazu helfen würde, Alltagsspannungen aufzulösen und Kraft zu tanken?

Die fremde exotische Prophetie, die uns heute in vielerlei Gestalt entgegentönt, hat oft einen klangvollen Namen: *Musikmeditation*. Sphärische Flötenklänge haben Sie vielleicht selbst schon in Meditationsgottesdiensten eingesetzt, vielleicht George Zamfirs Panflötenspiel von der Platte abgespielt. Anregend, weil mein eigenes auf nachvollziehbare musikalische Strukturen getrimmtes Hörbewußtsein in Frage stellend, finde ich Zen-Musik. Michael Vetter schreibt auf der Rückseite eines Plattencovers mit ZEN-Musik: „Hören ist der zentrale Begriff des Zen. Deswegen gehen Zen und Musik einander auf ganz besondere Weise an. Musik bedeutet Zen ... Zen-Musik ist die Musik, die ins Hören hineinruft, ist die Musik des Hörens, ist hörbar gemachtes Hören, sind Töne, die sich belauschen ...“.

Ernstnehmen möchte ich auch die von der Minimal music beeinflusste meditative Musik des Münchner Komponisten Peter Michael Hamel (etwa die Stücke auf der Kassette „Transition“).

Selbstverständlich stellt sich gleich die Frage, ob sich evangelische Kirchenmusik auf solche Musik einlassen kann, die doch in der Regel ganz bestimmte, meist fernöstliche oder synkretistische Theorien im Schlepptau mit sich führt. Daß hier kritische Rückfragen nötig sind, habe ich an anderer Stelle ausführlich dargelegt (vgl. P. Bubmann, *Urklänge der Zukunft. New Age und Musik*, Stuttgart 1988). Ich meine, wir sollten uns jedoch von den religiösen Überbauphänomenen nicht zu schnell abschrecken lassen. Schließlich gibt es auch eine christliche Traditionslinie mystisch-meditativer Musik, die im gregorianischen Choral wurzelt und heute etwa in Taizé gepflegt wird (auch Olivier Messiaen und Arvo Pärt wären hier zu nennen).

Eine Einschränkung will ich allerdings einfügen. Ich würde es ablehnen, die Bewußtseinsveränderung durch das Hören solcher Musik sofort als Gotteserlebnis zu interpretieren. Auch mit Meditationsmusik läßt sich der Gott Jesu Christi nicht herbeizaubern. Aber wie wäre es, wenn wir Meditationsmusik als ganzheitliche, sinnlich-klangliche Erwartung des Kommens unseres Herrn verstünden, als Vertonung des Rufes: Maranatha, ja Herr komm?

Vielleicht wäre es ja auch bereits ein wichtiger Beitrag zu unserer von Lärm überbordenden Gesellschaft, wenn die Kirchenmusik einen Ort bieten würde, an dem im Hören auf meditative Musik das Hören neu gelernt werden könnte. Vielleicht würden sich dann auch die Ohren der Botschaft Jesu wieder neu öffnen. Denn ist nicht eigentlich das Hinhören eine Grundhaltung unseres Glaubens?

Weniger neu, jedoch immer noch fremd innerhalb der Kirchenmusik sind die von der Popularmusik beeinflussten Varianten *rhythmischer geistlicher Musik*: Gospelrock und Sacropop.

- Gospelrock ist Rock- und Popmusik, die möglichst im aktuellen Sound und möglichst professionell produziert, die Botschaft Jesu dem Massenpublikum nahebringen will. Die vorwiegend amerikanischen Produktionen kann man etwa jeden Sonntag von acht bis neun Uhr in SDR 3 hören, wenn Andreas Malessa (Pastor und Journalist) seine Sendung „Songs um 8“ moderiert. Dahinter steht eine inzwischen gut ausgebaute christliche Musikindustrie, große Labels, also Plattenfirmen, Vertriebsfirmen (z.B. Pila, Abacus, Hänssler), eigene Zeitschriften, Festivals etc.

Vor allem in den USA haben sich inzwischen christliche Pop-Stars bis in die Spitzen der Charts, also der Verkaufshitlisten, vorgearbeitet: Amy Grant, die neue Poplady Amerikas, singt zu einem guten Teil recht fromme Texte.

In Deutschland scheint Ähnliches in deutscher Sprache kaum denkbar. Immerhin gibt es immer wieder Beispiele von Cross-over vom säkularen in den christlichen Popbereich: Inge Brück und Katja Ebstein sangen Schlager und sind heute mit christlichen Chansons zu hören – aber eben doch nur im Insiderkreis der christlichen Popmusikszene. Trotzdem: Eine gewisse Chance liegt in dieser Form geistlicher Musik, auch Menschen zu erreichen, die kulturell ganz anders sozialisiert sind, als das im bildungsbürgerlichen Protestantismus üblich ist.

Läßt sich solche Musik in die kirchenmusikalische Arbeit integrieren? Da der technische und entsprechend der finanzielle Aufwand sehr hoch ist, werden Konzerte mit bekannteren Interpreten eher die Ausnahme bleiben. Es gibt jedoch auch in Bayern einige Bands (vor allem im fränkischen Raum), die in kleinerem Rahmen solche Musik anbieten können, vielleicht auch einmal open air. Beim Popdiakon unserer Landeskirche, Friedrich Rößner, im Amt für Jugendarbeit, ist eine Info-Broschüre über diese Gruppen erhältlich.

Pflegeleichter sind die Liedermacher aus dem Bereich des Gospelrock, die alleine mit Gitarrenbegleitung oder einem Tasteninstrument herumreisen. Manfred Siebald etwa, der Anglistik-Dozent aus Mainz, oder Pfarrer Clemens Bittlinger (der im Amt für Missionarische Dienste Darmstadt eine eigene Stelle mit dem Auftrag bekam, die populäre christliche Musikszene zu koordinieren und selbst Konzerte zu veranstalten).

Vielleicht ließen sich auch qualifizierte Projekte aus der sogenannten Ten-Sing-Arbeit des CVJM, eine offene kreative Musikaarbeit für Jugendliche, in kirchenmusikalische Programme integrieren. Mit dem Ten-Singprojekt hat der CVJM offenbar eine Marktlücke entdeckt. Jugendliche erarbeiten sich gemeinsam ein Bühnenstück oder Musical mit selbst gespielter Popmusik.

Mancherorts werden so auch noch die letzten Nachwuchskräfte aus der Kirchenmusik in die Verbandsjugendmusikarbeit abgezogen. Es wäre jedoch fatal, würden sich solche Rivalitätskonflikte verstärken. Denn es ist leicht abzusehen, daß die traditionelle Kirchenmusik dabei den Kürzeren ziehen würde. Ich möchte hier ausdrücklich davor warnen, die Herausforderung durch die Ten-Sing-Arbeit zu unterschätzen.

Während der Gospelrock in der Regel missionarisch-evangelistisch orientiert ist, nenne ich die Versuche populärer liturgischer Musik „Sacropop“. Zum Sacropop zählen die rhythmischen Neuen Geistlichen Lieder beispielsweise von Peter Janssens und Fritz Baltruweit.

In den letzten 20 Jahren sind eine ganze Reihe von Sacropop-Großformen entstanden, Oratorien, Musicals, Kantaten etc.. Charakteristisch für den Sacropop ist im Unterschied zum Gospelrock, daß die Gemeinde durch leicht mitsingbare Refrains oder Lieder zum Mitsingen animiert wird. Der Sacropop betont also die kommunikative Dimension der Kirchenmusik. Die schnell erlernbaren Kanones wie „Der Himmel geht über allen auf“ sind längst Basisrepertoire auf Kirchentagen, aber auch in vielen Kirchengemeinden. Die Lieder lassen sich meist problemlos mit Gitarre oder wenigen Instrumenten, notfalls auch mit der Orgel begleiten.

Noch weniger bekannt und eingeführt sind hingegen die Großformen, also etwa Oratorien. Wiederum gibt es eine ganze Reihe von Gruppen, die mit ihren Produktionen für kommunikative Abende oder Konzertveranstaltungen zur Verfügung stehen.

Ich nenne als ein eigenes Beispiel das Oratorium „Thomas der Zweifler“ nach Texten von Wolfgang Töllner. Die Gemeinde ist durch Kanones, Rufe und Refrains an mehreren Stellen beteiligt.

Fremd ist es innerhalb unserer Kirche auch noch, zu rhythmischer geistlicher Musik zu tanzen. Wiederum ginge es darum, die uns fremdgewordene leibliche Dimension von Gottesdienst und Verkündigung zurückzugewinnen. Auf Kirchentageebene gibt es dazu einige Ansätze, etwa durch die Projekte Prof. Walter J. Hollenwegers, zusammen mit Hans-Jürgen Hufeisen oder der Studiogruppe ZEBAOTH und der Junior Dance Company. Ich könnte mir vorstellen, getanzte Verkündigung auch vor Ort in den Kirchengemeinden stärker in konzertante oder liturgische Veranstaltungen einzubinden.

Neben dem Meditativen, dem Rhythmischen wirkt vor allem das *Politische* innerhalb der traditionellen Kirchenmusik fremd. Nun hat die heftige Fachdiskussion der letzten Jahre um die bräunlichen Schimmer einiger Vorreiter der kirchenmusikalischen Bewegung in den dreißiger und vierziger Jahren immerhin soviel aufzeigen können, daß Kirchenmusik sich nicht in politischer Neutralität wännen darf. Sie steht immer in gesellschaftlichen Zusammenhängen, die sie entweder stützen oder kritisch hinterfragen kann. So scheint es mir recht offensichtlich zu sein, daß unser ganzes derzeitiges Kirchenmusiksystem, mit den großen A-Stellen in den Städten, der Abwertung kommunikativer Basisarbeit etc. darauf hinausläuft, einen bestimmten Typ des protestantischen Bildungsbürgertums kulturell zu versorgen. Das kann man natürlich positiv sehen und sich den Begriff des Kulturprotestantismus erneut mit großen Lettern auf die Fahnen schreiben. So sehr ich persönlich die große evangelische Kirchenmusik schätze, so sehr zweifle ich daran, daß hier der einzige Auftrag christlicher Musik liegen kann. Vielleicht ließe sich einiges von Luthers Hochschätzung des einfachen Gemeindeliedes lernen. Oder davon, daß sein erstes Lied ein hochpolitischer Protestsong gegen die Verbrennung zweier Anhänger der Reformation in Brüssel war („Ein neues Lied wir heben an“). Jedenfalls scheinen mir heute die Prioritäten falsch gesetzt. Die Zukunft der Kirchenmusik entscheidet sich mit großer Sicherheit in der Basisarbeit vor Ort, vor allem an einer funktionierenden Kinder- und Jugendchorarbeit.

Die christliche Ethik steckt zur Zeit in einer schweren Krise, weil sich die Menschen von wohlmeinenden Appellen zur Gewissenschärfung kaum mehr erreichen lassen, von normativen Auflagen und Geboten im Stil der römischen Äußerungen zur Sexual-

ethik ganz zu schweigen. Hingegen orientieren sich die Menschen immer stärker an Verhaltensmustern, die ihnen die Massenkultur und die Massenmedien bieten. Nun bin ich keinesfalls der Meinung, die Kirchen sollten einfach auf diesen Zug aufspringen und zu Fernsehkirchen degenerieren. Kirche und Theologie müßten jedoch zu neuen populären Kulturformen finden, um ihrem prophetisch-ethisch-politischen Auftrag in der heutigen Welt gerecht zu werden. Das heißt, daß wir neben den Denkschriften der EKD auch sehr viel mehr anschaulichere und anhörbare Äußerungen glaubender Christinnen und Christen zu Themen wie Krieg, Ausländerhaß, Asyldiskussion, Behindertenpolitik etc. bräuchten. Ich denke an Singspiele, Bühnenstücke, Fernsehspiele etc., die Partei ergreifen für die Armen wie für die marginalisierten Anderen, für all diejenigen also, die nicht die Chance hatten und haben, ins etablierte protestantische Bildungsbürgertum mit Weihnachtsoratorium und Matthäuspassion aufzusteigen. Sonst könnte am Ende der Verdacht entstehen, Kirchenmusik sei nur für die finanziell wie kulturell Reichen da. Und das scheint mir mit der Botschaft Jesu nur schlecht zusammenzupassen.

Natürlich eignen sich für die politisch-ethische Dimension der Kirchenmusik manchen Gattungen besser als andere, etwa der Protestsong, Parodien, als Kleinkunstformen. Doch kann auch ganz traditionelle E-Musik an bestimmten Orten hochpolitisch wirken. Etwa wenn eine Gruppe schwäbischer Musiker immer wieder auf Truppenübungsplätzen und vor Kasernen sogenannte Konzertblockaden durchführte, also gewaltfreien musisch-kulturellen Protest einlegte.

Ich möchte zum Schluß – um nicht einseitig mißverstanden zu werden – unser Thema „Fremde Töne in der Kirche“ in der zweiten Lesart aufgreifen: Was könnte geschehen, damit das erhaltenswerte und für unsere spirituelle Tradition lebenswichtige kirchenmusikalische Werk der vergangenen Jahrhunderte der Mehrheit nicht nur wie ein fremdes Relikt erscheint? Wie kann es zur Begegnung des säkularisierten und konsumorientierten Normalbürgers mit der ihm fremden kirchenmusikalischen Tradition kommen? Ich nehme an, manche Kirchenmusikerinnen und -musiker versuchen es mit Gesprächskonzerten, in denen die Absicht und der Hintergrund geistlicher Musik erläutert wird, bevor sie zur Aufführung gelangt. Andere haben vielleicht bereits partizipatorische Elemente in ihre Konzerte eingebaut, lassen also die Konzertgemeinde den Schlußchoral einer Bachkantate mitsingen etc. Vielleicht könnte die traditionelle Kirchenmusik noch stärker den Weg zu den Lebenssituationen moderner Menschen finden. Warum sollte der Kirchenchor nicht öfters auf dem Marktplatz oder auf dem Campingplatz geeignete geistliche Werke singen.

Dies würde allerdings eine flexiblere Rollenhandhabung des Kirchenmusikerberufs voraussetzen. Nicht der virtuose Organist, sondern der auch als Animateur begabte Kantor bzw. die Kantorin ist für mich die Hoffnung der traditionellen Kirchenmusik. Daß es auch unter den bekannteren Kirchenmusikern solche Begabungen gibt, die höchste künstlerische Qualität mit großer Kommunikationsfähigkeit verbinden, will ich ausdrücklich hervorheben.

Bis aus Fremden Freunde werden, vergeht oft einige Zeit. Wo gar nichts Fremdes mehr ist, ist alles bekannt und auf Dauer langweilig. Es käme also gerade auf eine Begegnung mit fremden Tönen an, die das Fremde auch in seiner Andersheit stehen lassen kann und sich durch die Andersartigkeit bereichern läßt.

Wenn die meditativen, rhythmischen und politischen Töne in der Kirchenmusik der Gegenwart eine Chance bekämen, wenn es der traditionellen Kirchenmusik gleichzeitig gelänge, der konsumfixierten Mehrheit der Bevölkerung einen anderen als den massenmedialen Weg der Lebensbereicherung zu vermitteln, dann würde die Musik einen echten Beitrag dazu leisten, daß die Zimmergenossen der Wohngemeinschaft Gottes nicht die Türen voreinander abschließen, sie vielmehr zur gemeinsamen Wohndiele hin offenhalten, um so auch die Töne der fremden Anderen wahrzunehmen.